

Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



Schicksale.

Roman von Heinrich Kornfeld.

(Nachdruck verboten.)

(Amerikanisches Copyright by Carl Duncker 1914)

(Fortsetzung.)

„Nicht — lassen Sie Ihre Eimände, die ich Ihnen immer und immer wieder mit denselben Gründen widerlegen müßte! Dringen Sie nicht in mich! Quälen Sie mich nicht mit Problemen, die für mich abgeschlossen sind! Ich war glücklich an der Seite meines Vaters und bin zufrieden in der Erinnerung an ihn, und an die zwei Jahre unserer Ehe! Und wenn Sie nachher wieder allein sind, dann denken Sie sich in mich hinein, geben Sie Antwort: — bin ich nicht tausendmal reicher, tausendmal glücklicher und beneidenswerter als die Frauen, die Ihnen jene Erfahrungen gaben, aus denen heraus Sie mich eben vor dem Schatten begräber Stunden warnten?“

„Ich begreife Sie nicht, Zutta.“

„Dann achten Sie wenigstens meine Entschlüsse und bleiben Sie überzeugt, Alphonse: — ich habe nichts gegen Sie; ich liebe Sie nicht und darf Ihnen daher nicht meine Hand reichen . . . aber ich werde mich stets freuen, Alphonse de Marzillargues als Gast auf Chateau St. Chamant zu sehen! Begnügen Sie sich mit dieser Antwort — vielleicht wird einmal die Stunde kommen, wo Sie einsehen lernen, wieviel ich Ihnen damit gebe — wieviel an Vertrauen und Anhänglichkeit und herzlichster Freundschaft.“

Und wenn ich auch in ihren Augen die sentimentale Deutsche bin — die Freundschaft der Marquise de St. Chamant dürfte wohl selbst für einen Alphonse de Marzillargues einigen Wert haben!“

Und wie sie dabei dicht vor ihm stand und der aufreizende Duft ihres Haares zu ihm hinüber wehte und ihre wundervollen Augen groß und klar und in stolzer Offenheit den seinen begegneten . . . da konnte er nicht anders — da griff er nach ihrer Hand und beugte sich tief darüber und küßte sie.

In seinem Innern aber war es Nacht und er stand zwischen schwindelnden Abgründen.

Die nächsten Stunden ging Alphonse de Marzillargues wie im Traum umher; wie in dumpfer Bekäubung. Die Enttäuschung war zu groß, zu unerwartet gewesen. Mochte er sich all die Tage vorher bei ruhigem Nachdenken auch selbst einen phantastischen Narren gescholten haben, daß er darauf hoffte, Zuttas Hand zu gewinnen . . . tief aus dem Grunde des Herzens war doch immer und immer wieder die Hoffnung auf ein glückliches Gelingen aufgewacht. Eine Hoffnung — aus Not und Bedrängnis heraus geboren.

Nach dem Mittagessen, das er allein oben auf seinem Zimmer genommen, hatte er das Schloß verlassen, war den Feldweg entlanggewandert, der nach tausend Metern sich in höchstämigen Kiefernforst verlor.

Im hohen Holz brütete dämmende Mittagessonne. Kein Vogelruf, kein flüchtiges Wegbrechen des Wildes störte die erstickende Lautlosigkeit ringsum. Nur leise knisterte, während er rastlos und ziellos dahinschritt, der Nadelteppich unter seinen Füßen.

Er wußte kaum, was ihn hierher in diese Wälderinsamkeit geführt. Er hatte nie Verständnis und Empfindung für Natur gehabt — er war einfach wie blindlings davon-gelaufen. War auf der Flucht vor seinen eignen Gedanken, denen er ja doch nicht enttrinnen konnte, Angst und Verstörtheit, Grübeln und Furchen . . . wanderten mit ihm; und im Genick faß ihm wie eine gierige Tigerkappe die trostlose Hoffnungslosigkeit.

In dieser Stunde wanderten Alphonse de Marzillargues aufgestörte Sinne zurück in das Leben, das hinter ihm lag. Kein Leben — ein wüstes, planloses, tolles, gieriges Hineinbeugen in den brausenden Strudel des Tages, in dessen schäumenden Wirbeln er einzige Sättigung zu finden meinte.

Nicht, daß Alphonse de Marzillargues nun einfach leichtsinnig und schlecht gewesen — aber damals die grenzenlose Enttäuschung über die Zertrümmerung all seiner Hoffnungen auf eine militärische Laufbahn — die hatte ihn auf die abschüssige Bahn getrieben. Was konnten ihm da noch Zukunft und Karriere gelten?!

Entwicklungsmöglichkeiten im Staatsdienst, in der Verwaltung, in der Jurisprudenz oder Universitätskarriere? Bah — Banalität und armliger Ersatz, um den es sich nicht einmal lohnte, den Kopf auch nur für den Bruchteil einer Sekunde nachdenklich zwischen die Hände zu nehmen.

Wer beim gellenden Schmettern der Clairons blaß bis in die Schläfen wird, wer beim Vorüberflirren eines Ballaschs fühlt, wie ihm fröhlicher Schauer über den Rücken jagt . . . der ist verloren für all den Krinuskram einer bürgerlich behäbigen Existenz.

Und Alphonse de Marzillargues war dafür verloren. Alphonse de Marzillargues warf seine Zukunft und sein Leben von sich wie ein schmutziges Paar Handschuhe. Alphonse de Marzillargues wußte mit der Erbchaft seiner verstorbenen Eltern nichts Besseres anzufangen, als sie in tollen Orgien lachender Verzweiflung in alle Winde zu zerstreuen. Verspielt, vertrunken, verludert, verblumpt . . . wie ein schmutziger Scherbenhaufen lag die Vergangenheit hinter ihm und was seiner jetzt noch wartete — jetzt da die schöne Marquise de St. Chamant ihn abgewiesen . . . was jetzt noch seiner wartete — das war . . . das war . . .

Eine breitstädtige Schirmtanne reckte sich weit über den Weg. Mitten unter ihr blieb der Pariser Flaneur ruckhaft stehen, starrte um sich, als wäre von irgendwoher aus dämmergrüner Toteinsamkeit ein Ruf zu ihm gedrungen. Ein Schrei, eine Drohuna.

Als hätte das Schicksal selbst und die rächende Vergeltung die Stimme erhoben, und diese Stimme dröhete ihm in die Ohren:

„Die allgütige Vorsehung hat dir dein Leben geschenkt als ein Pfand, mit dem du getreulich wuchern solltest. Du aber wußtest nichts Besseres damit zu beginnen, als es in Schmutz und Morast zu werfen. Die göttliche Vergeltung hast du herausgefordert — jetzt sieh ihr ins Auge und steh' ein für deine Taten!“

Borgeneigt wie in atemlosem Lauschen stand Alphonse de Marsillargues und starrte vor sich hin mit Augen, die nichts sahen, und hörte auf Stimmen, die nicht redeten:

Bis er mit ärgerlichem Aufschlachen den Kopf hochriss und einen Fluch zwischen den Zähnen knirschte.

Hatte ihn das Schicksal schon soweit untergekrigt, daß er eine kindische feige Remme geworden? Ah bah — irgendwo irgendwann hatte er mal bei einem deutschen Dichter das Wort gelesen: — „Nur die Dumpe sind bescheiden!“

Gut denn — er wollte nicht zu denen gehören. Er fühlte in sich Kraft genug, das Leben noch zu meistern und sich unter die Füße zu zwingen. Er war nicht Phantast und Charlatan genug, auf diese leise Stimme tief im Innern zu hören, wo er nach außen hin jede Sekunde bereit sein mußte, seine Taten zu vertreten!

Und dies knirschende Aufschlachen eben — das hatte ihm die Augen wieder hell und den Schädel klar gemacht.

Er wandte sich ruckhaft um und ging den Weg zurück, den er eben in halber Beiräubung gewandert. Weit ausgreifenden Schrittes ging er ihn zurück. Als triebe ihn etwas.

Wachte die kleine Marquise de St. Chamant, dies sentimentale deutsche Tierchen — wachte sie ihm tausendmal mit flacher Seelenlosigkeit einen Korb gegeben haben... was kümmerte das einen Alphonse de Marsillargues?! Er würde trotzdem Mann genug sein, sie noch nach seinem Willen zu beugen. Er würde den Ausweg finden, der ihn zur Höhe und zur Sicherheit heraufriß. Er war der stillschweigend anerkannte Führer der Pariser Gruppen der radikal-nationalistischen Partei. Seine Leute erwarteten von ihm das erlösende Wort, das den Hausflurs an den französischen Börsen als Basis und Sprungbrett dienen konnte.

Er — er, Alphonse de Marsillargues — würde dies Wort finden!

Bis heute, bis die junge Marquise de St. Chamant ihm ihre Hand verweigert, hatte er nur an sich selbst gedacht... von jetzt an würde er auch an all die anderen denken, die hinter ihm standen und auf sein Stichwort warteten. Ihr Untergang war ja auch sein Untergang, ihr Glück war ja auch sein Glück — ihr Ruin war ja auch sein Ruin, ihre Millionen waren ja auch seine Millionen!

Und was er noch vor einer Stunde als unverschämte Zumutung empört zurückgewiesen hätte, dazu war er jetzt fest entschlossen: — heut' abend dem Empfangsessen als Gast beizuwohnen, das die Marquise de St. Chamant den deutschen Offizieren ihrer Einquartierung geben würde.

Jahre waren dahingegangen, seit der riesige Bankettaal des alten Marneschlosses die letzten Gäste gesehen — und heut' ertrant er in blendenden schimmernden Lichtfluten.

Oben von den weißen Riesenlüstern strömten sie herab, die über der langgestreckten Tafel hingen. Das Damast der Gebede blühte, das schwere uralte Familiensilber auf der riesenhaften Kredenz glänzte und glitzerte. Phosphoreszierend und irrlüchtern brachen sich die weichen Farben des Kerzengestimmers im wundervollen Schluß des Vaccaratgeschirrs.

Die alten Goldrahmen um die Porträts der Ahnen derer von St. Chamant, die in regelmäßigen Zwischenräumen an den Wänden hingen, blinkten wie fließender Strom. Und so überwältigend, so blendend strahlte das Lichtmeer, daß es sogar den schwarzen strengen Ernst des kassettierten eichengetäfelten Plafonds überströmte.

Um die langgestreckte Tafel herum aber die graugrüne glühende Kette der deutschen Offiziere. Silber- und golddurchwirkte Achselstücke, blühende Knöpfe, korrekter gezogenes Scheitel — wohin immer das Auge glitt. Wohl vierzig Offiziere. Und dazwischen nur eine einzige Frau — die junge Marquise de St. Chamant. Und nur ein einziger Bi-

vilist, dessen blendendweiße gestärkte Frackhemdenbrust selbstsam grell und unmotiviert aus der graugrünen Kette herausleuchtete — Alphonse de Marsillargues.

Vorhin, als er oben in seinem Ankleidezimmer vor dem hohen Eckspiegel stand und sich die weiße Schleife band — da wollte noch einmal der Chauvinismus des Vollblutparifiers in ihm aufwachen und ihn zurückreißen von dem Gedanken, zwischen deutschen Offizieren sich niederzulassen. Aber er lächelte nur über sich selbst. Gerade mußte er daran teilnehmen. Hatte doch der alte Frederic, der ihm bei der Toilette behilflich war, vorhin von einem der Offiziersbürschen erfahren, welch illustre Gesellschaft sich Schloß St. Chamant für die nächste Zeit zum Hauptquartier aus-ersuchen: — Sr. Exzellenz der General der Infanterie und kommandierende General von Biffon, Oberbefehlshaber der XI. deutschen Armee. Und was den hohen Herrn umgab, das war sein gesamter Generalstab!!

Als Alphonse de Marsillargues das gehört, da hatte er für eine flüchtige Sekunde das Gefühl gehabt, als stöde ihm der Herzschlag.

Der Oberbefehlshaber der XI. deutschen Armee mit seinem gesamten Generalstabe auf Schloß St. Chamant!!

Alphonse de Marsillargues hatte diesen Gedanken nicht bis zu seinen letzten logischen Konsequenzen durchdenken können. Noch hatte er nicht den Mut dazu gefunden. Das würde auch Zeit haben, wenn er erst wieder in Paris mit seinen Leuten zusammen war.

Nur über eins blieb kein Zweifel: — daß er unbedingt an der heutigen Abendtafel teilnehmen, daß er den kommandierenden General und seine Umgebung von Gesicht zu Gesicht kennen lernen mußte.

Wer weiß, was und wieviel davon abhing!

Und so sah er jetzt zwischen dem Rittmeister Brünnow und dem Adjutanten des kommandierenden Generals, dem Major von Kross. Burde rechts und links von den Herren im lebenswürdigsten Konversationston in Anspruch genommen, dankte hier und da gegen ein Glas, das sich irgendwo an der langen Tafel höflich gegen ihn als der einzigen anwesenden Verwandten der Dame des Hauses hob.

Und immer und immer wieder glitten seine Augen — heiß und unruhig und in stauender Bewunderung — zu seiner Cousine hinüber, die heut' zum erstenmal und zu Ehren der erlesenen Gäste die stumpfe schwere Wittventrauer abgelegt, die sie durch drei Jahre getragen.

Sie trug eine gesucht einfache und doch kostbare Toilette — sie war berückend schön.

Und dies Lächeln hatte Alphonse de Marsillargues schon durch Jahre nicht mehr in ihren Augen bemerkt — dies zurückhaltende und doch hinreichend lebenswürdige Lächeln, wenn sie Rede und Antwort stand auf irgend eine Bemerkung ihres Tischherrn zur Linken, Sr. Exzellenz des kommandierenden Generals.

Und dann — es war nach der Suppe und die Lakaien standen schon mit den silbernen Fischplatten in den Türen — dann erhob sich plötzlich der General. Klein, gedrungen und breitschultrig, mit an den Schläfen kraff weggekämmten weißen Haaren, im kühn herausgemeißelten Profil fast an den alten Blücher gemahnend. Erhob sich und klingte an sein Glas und stand da in der lautlosen Stille, die rings um ihn war. Und dann fielen seine Worte — kurz — knapp — fählern:

„Meine Herren — ich erfülle eine Pflicht der Galanterie, der Dankbarkeit, des ehrfürchtigen Respekts.“

„Meine Herren — das Kavalierrhaus des Schlosses von St. Chamant wird vom heutigen Abend ab auf unbestimmte Zeit unser aller Heim bleiben. Ein Heim, geboten durch die hochherzige Gastfreundschaft der Schloßherrin — ein Heim, verschönt und idealisiert durch den Reiz der Jugend und Schönheit.“

„Meine Herren — die Marquise von St. Chamant sprach mir vor wenigen Minuten davon, daß sie eine Deutsche, die Tochter eines deutschen höheren Verwaltungsbeamten sei. Wir genießen also mitten in Feindesland, hart im Angesicht des Gegners das unwahrscheinliche Glück, bei einer deutschen Frau zu Gäste sein zu dürfen.“

„Meine Herren — erheben sie sich mit mir und trinken Sie auf das Wohl unserer schönen Volksgenossin.“

Die Marquise de St. Chamant — Hurra! Hurra! Hurra!

(Fortsetzung folgt.)

Der vornehme Passagier.

Von Alfred Bratt.

(Nachdruck verboten.)

„Ja,“ sagte der Funker Jahnßen, indem er sich mit dem breiten Rücken an die knarrende Bretterwand des Blockhauses lehnte und seine kurze Pfeife mit einem Wuhwand zahlreicher Bündelchen anglmühen ließ, „jetzt soll ich euch wohl wieder etwas von Bord erzählen.“

Es war ein kleines, als provisorische Funkerstation eingerichtetes Blockhaus droben in den Argonnen, knapp hinter der Feuerlinie. Der Nachwind heulte draußen auf und rüttelte von allen Seiten an dem rissigen Gebäude. Dann und wann dröhnte der ferne Schuß eines schweren Geschützes, mit einem dumpfen, wilden Schlag, dem ein unheimliches, allmählich verhallendes Rollen folgte.

Jahnßen war der beste Funker in der Abteilung, die hier den Dienst versah. Niemand war so vollkommen in die Geheimnisse des Morse-Alphabets eingeweiht, niemand vermochte so schnell die kompliziertesten Sätze zu „geben“ und — was noch bedeutend schwieriger ist — unklare Meldungen aufzunehmen und zu entschlüsseln. Jahnßen war durch stumme Uebereinkunft Oberhaupt und breiteter Sachverständiger der Funkerabteilung, die sich rühmen konnte, in ihm den Meisterfunker der Armees zu besitzen. Aber noch eine andere Eigenschaft war verantwortlich für die Beliebtheit und das außerordentliche Ansehen, das Jahnßen bei seinen Kameraden genoss. Er war unzweifelhaft der Weisungsgereifteste unter ihnen, er hat voller Abenteuer aus aller Herren Länder, und dies befähigte ihn, sozusagen auf Befehl die merkwürdigsten und unterhaltendsten Geschichten zum besten zu geben. Doch niemand ist draußen im Felde so beliebt und gesucht wie ein Mann, der die Stimmung eintöniger Stunden und drohender Sehnsuchtsgebanten durch Erzählungen aus einer mitregerischen Welt zu heben weiß. Das Letztere verstand Jahnßen meisterlich; er war nämlich im Privatleben Bordtelegraphist auf Ueberseedampfern — „Marconimann“, wie man auf See sagt — und hatte in dieser Eigenschaft die ganze Erde nach und nach abgeklappert. Daher auch seine hervorragenden funkentelegraphischen Fähigkeiten!

Am diesem Abend saßen die diensttuenden Funker wieder wartend in ihrem Blockhaus. Es gab wenig Meldungen um diese Zeit, und die auf einem aus Argonnenholz roh zurechtgeschnittenen Tisch stehenden Apparate hatten ihr klopfendes Tict-Tict unterbrochen. Aber es blieb natürlich nach fern, immer bereit, eine Nachricht abzuheben und weiter zu geben. Um diese Zeit pflegte der Funker Jahnßen den Kameraden eines seiner Seegeschichten zum besten zu geben.

„Ja,“ wiederholte Jahnßen und nickte befriedigt mit dem Kopf — endlich hatte der feuchtgewordene Tabak in der halb verkohlten Pfeife zu glühen begonnen, „also, was ich sagen wollte . . . ja, man erlebt schon manch Drolliges und auch Ernstes als Bordtelegraphist. Man ist ja sozusagen die einzige, allmächtige Verbindung mit der Außenwelt, Herr über Luft und Entfernung. Man sitzt hoch oben in seiner Dienstloge hinter der Kommandobrücke und kann sich nach Belieben mit Berlin, Paris oder New York verständigen. Und außerdem wird man — ob man nun will oder nicht — so etwas wie der Reichsvater des Schiffes; vor dem Telegraphisten kann man nichts geheim halten, was über Bord an irgend einen Punkt der Welt gelangen soll, an die Adresse irgend eines wildfremden Menschen, den man niemals gesehen hat und höchstwahrscheinlich auch niemals sehen wird. Die von Europäern heimkehrenden Amerikanerinnen können wohl dem in New York oder Chicago schweißenden Gatten eine Nase drehen, aber nicht dem Telegraphisten, dem sie ihre poetischen Abschiedstelegramme von hoher See an einen jungen Herrn in Paris oder London anvertrauen müssen. Die Spekulanten, die vor all den knifflischen Geschäften, die ihnen während der Ueberfahrt im Kopf spulen, weder das Meer noch den Himmel oder sonstwas von Gottes Herrlichkeiten sehen, können ihre gesunknen Börsetrics nicht vor dem Telegraphisten verbergen.“

Es ist wirklich ein eigenes Gefühl, wenn man so in Herz und Kopf von oft mehr als tausend Passagieren zu blicken vermag, als notwendigerweise Eingeweihter. Manchmal kommt man sich fast wie so 'ne Art Seelenarzt vor. Und oft gibt es ganze Dramen, die man so unter den seltsamsten Umständen erlebt.

Jahnßen starrte nachdenklich auf die Kahlkumpden, die aus seiner Pfeife stiegen, seine Ohren waren scharf auf die stummen Apparate eingestellt, er konnte unentwegt sprechen und war dabei doch sicher, auch nicht das schwächste beginnende Tict-Tict zu überhören.

„Da war zum Beispiel dieser allige Bursche, dieser William Bailly, den wir später den vornehmen Passagier nannten.“

Zwei Jahre vor Kriegsausbruch wars ungefähr, als wir auf der „Victoria“ — unterwegs nach New York — in Southampton einen höchst merkwürdigen Passagier aufnahmen. Er trug sich mit einem bissefmäßig mächtigen Procentum, hatte funkelnagelne Anzüge auf dem Leibe und Brillantringe auf den Fingern. Er bewohnte ganz allein eines unserer vier „Salon-Appartements“, wie es noch damals hieß, und in die Passagierliste trug er sich als Mr. Bailly aus Glasgow ein.

Bailly wurde bald auf dem ganzen Schiff berühmt. Noch niemals habe ich einen Menschen gesehen, der so naiv erfreut von

seinem augenscheinlichen Reichtum war. Er wechselte alle Augenblicke die Kleidung, wie ein Chamäleon, und versicherte jedem, der es hören wollte, daß er durch den unerwartet raschen und glücklichen Abschluß eines Riesengeschäftes ein Millionenvermögen erworben habe.

Ich konnte hundert große und kleine Bälle anführen, die diesen Bailly zu einem noch nie gesehenen Original der wunderbarsten Art stempelten. Aber das kann man sich ja selbst mit einiger Phantasie ausmalen. Gering, es war ein sonnenloser Ueberpropp, dieses naive Burschen mit dem vor Stolz aufgeschraubten Schmirrbärtchen. Und er gab Geld aus, daß es nur so bligte. Die Blumen, die er den Damen schenkte, wußten mehr als einen großen Schein gekostet haben, und am fünften Tag der Reise wurde auf Deck ein nächtlicher Ball veranstaltet, bei dem er kosttragender Gastgeber war.

So erhielt er den Namen: „der vornehme Passagier.“

Am sechsten Tage aber kam der Sturm.

Es war ein Unwetter, wie ich es auf dieser Strecke — selbst zur Zeit des Jahreswechsels — kein zweites Mal in solcher Stärke erlebt habe. Am Nachmittag riß es uns zwei Rettungsboote fort, und eine Stunde später schmiss der Wind die Antennen des drahtlosen Telegraphen um, womit wir von jeder Verbindung abgeschnitten waren.

Während ein Bootsmann und ein Techniker damit beschäftigt waren, die gestörte Telegraphenanlage in möglicher Eile wieder herzustellen, sah ich, zur Untätigkeit gezwungen, in meiner Koje. Unmöglich, irgendetwas zu tun oder zu empfangen. Endlich aber sah ich, wie der Taster auf meinem Kojenapparat zu zittern begann . . . und jetzt — ja, jetzt tönte das erste wohlbelannte Tict-Tict-Geräusch in die mit dem Kopf geschnallten Hörmuscheln. — Die Antennen standen wieder! Und sofort tickte es in rasender Eile. Ich nahm den Bleistift zur Hand und schrieb nieder, was ich in dem Sturmesheulen heraus zu hören vermochte:

„Dampfer Rynher Buit“ tickte es. . . „vor einem Tag ab Rotterdam, für New York . . . Ist dort Victoria? . . . Und als ich beachte, tickte es weiter: „Beamter der Rotterdammer Bank durchgebrannt mit zwei Millionen. Beachte, daß an Bord Victoria . . . Wenn verdächtiger Passagier an Bord, bei Landung New York sofort Polizei übergeben. . . Signalement des Flüchtigen: . . .“

Knacks! . . . ein heftiges Säusen in den Hörmuscheln . . . dann nichts mehr. Ich lies an Deck — die Antennen waren wieder vom Sturm geknickt und konnten bis zu unserer Ankunft nicht mehr aufgerichtet werden! . . .

Aber die Meldung genügte — ich war keinen Augenblick darüber im Zweifel, daß der famose Herr Bailly der gesuchte Gauner war, und der Kapitän, dem ich Bericht erstattete, teilte sofort meine Meinung.

Knapp eine halbe Minute hatten die Antennen gestanden . . . aber diese kurze Spannung Zeit im wildesten Sturm hatte genügt, um Herrn Baillys trübes Schicksal zu festsetzen! . . . Wenn das nicht drahtlose Romantik heißt! . . .

Jahnßen blies eine dicke Rauchwolke vor sich hin. Dann zuckte es in winzigen Fältchen um seine Lippen, als er hinzusagte: „Das Nettste aber war das Nachspiel. Nachdem nämlich der plinklich auf dem New Yorker Pier verhaftete Herr Bailly einen Tag gefessen hatte, stellte es sich heraus, daß er gar kein Defraudant, sondern vielmehr ein zur Auffindung des flüchtigen Kassierers entsandter Londoner Detektiv war. Da er den Flüchtling in Verkleidung an Bord der Victoria vermutete, hatte er sich selbst ostentativ als „Berufsgenosse“ aufgespielt, um ihn so eine unvorsichtige Aeußerung oder gar ein kollegiales Bekenntnis zu entlocken!“

Der wirkliche Gauner aber war auf einem Dampfer vor uns in Amerika gelandet, und ich glaube nicht, daß er mit oder ohne Herrn Baillys Hilfe bis heute erwischt werden konnte.“

Jahnßen klopfte seine Pfeife aus und blickte nachdenklich zu den Apparaten auf dem Tisch hinüber.

Von der Feuerlinie dröhnte wieder ein ferner Schuß herüber, mit einem dumpfen, wilden Schlag, dem ein allmählich verhallendes Rollen folgte. . . .

Hochseeschlacht!

Von Leutnant Freiherr v. d. Goltz.*)

Herr Kaiser, ach ich bitt' Euch sehr,
Schickt mich aufs Meer, schickt mich aufs Meer!

So manches Stück der Weltgeschichte

Hab' ich als Musketier verricht!

Und nun hod' ich im Unterstand

Und tromm'le auf die Wellblechwand

Den Doffaner

Und Torgauer,

Den Marsch von Dohsenriedberg,

Doch keinen Marsch zur See.

*) Aus dem „Champagne-Kamerad“, Feldzeitung der 3. Armees.

Am Anfang rannt' ich nach Paris,
Als dann der Hindenburger blies,
Bin ich mit ihm gelaufen,
Bis daß er muß' verschmaufen.
Gab's Heis ein heißes Nachtquartier,
In Zelt und Scheunen fangen wir
Den Dessauer
Und Torgauer,
Den Marsch von Hohenfriedberg,
Doch keinen Marsch zur See.

Jetzt sind mir von dem großen Marsch
Die Füße beide wund und harisch,
Der Backsahn breunt mir im Gesicht
Und an den Beinen reißt die Dicht,
Doch wo's auch juckt und wo's auch brullt,
Das Herz ist warm, der Stiebel zuckt
Den Dessauer
Und Torgauer,
Den Marsch von Hohenfriedberg,
Doch keinen Marsch zur See.

In dem versch. . . . dunkeln Loch,
Wenn ich mit meinen Kaffee loch,
Dann möcht' ich herzlich trauern.
So sollen wir verauern,
Nt denn in ganz Europa
Kein Schwung mehr, kein Marschmarsch mehr da?
Kein Dessauer
Und Torgauer,
Kein Marsch von Hohenfriedberg
Und auch kein Marsch zur See?

Da heust der Drach „Atta“, „Atta“:
Hei! Hochseeschlacht im Stageraal!
Schnell Kamerad, schließ mir den Mund,
Die Nordsee fällt mir Kopf und Schund,
Das wühlt und bäumt sich, rollt und saust,
Es fährt und jacht und überbraust
Den Dessauer
Und Torgauer,
Den Marsch von Hohenfriedberg,
O schöner Marsch zur See.

Herr Kaiser, ach ich bit' Euch sehr,
Schickt mich auß Meer, schickt mich auß Meer!
Verflohen ist die böse Dicht,
Möcht' wieder an die Weltgeschicht'
Möcht' hoch von der Kommandobrül',
Hell jubeln in dem deutschen Gluck
Den Dessauer
Und Torgauer,
Den Marsch von Hohenfriedberg,
Den folgen Marsch zur See.

Vermischtes.

* Ein französisches Charakterbild der Senegalesen. Die neueste Pressenmode in Frankreich besteht darin, daß wieder einmal die über das Meer herbegeholtene mehr oder weniger dunkel gefärbten exotischen Hüftstruppen mit vor Bewunderung und Wohlensschwul erfüllten Artikeln umschmeichelt werden. Scheinbar ist man der Ansicht, daß die Schwarzen, die an Frankreichs Küste landen, um als Futter für die deutschen Kanonen verwandelt zu werden, sich nicht, wie es in Wirklichkeit der Fall ist, für die Opfer ihrer weißen Beherrscher, sondern vielmehr für die Träger einer edlen Mission halten müssen, wenn man sie nur ordentlich in den großen französischen Blättern mit empfindsamen und verlogenen Empfangsartikeln beglückt. So entwirft ein zur Befichtigung der neu eingetroffenen Senegal-Regen nach der Mittelmeerküste entsandter Berichterstatter des „Gaulois“ die folgende Schilderung dieser schwarzen Soldaten: „Ein Strandstück an der Küste des Mittelmeeres, breit, langgestreckt, weiß glühend in der Sonne, und auf dieser von blauen Wellen bespülten Fläche reißt sich Zelt an Zelt, ein Dorf, nein, eine Stadt gleich großer, runder Zelte, und zwischen diesen Siedelungen erblickt man die Senegalesen, schwarz wie Schuhwische, in blauen Jacken mit gelben Abzeichen, die Hüften grellrot umgürtet. Sie sehen aus wie Kriegskriegszug. Sie sind meist ungeheuer groß und mager, ungeschickt bewegen sie ihre zu langen Arme, mit denen sie nichts Rechtes anzufangen wissen, alles in allem aber bieten sie ein wunderbares Bild neuer Kraft. Eigentlich sind sie nicht wirklich mager, da man ihre Muskelfärbte errät, sie sind sichtbarlich die Vertreter einer mächtigen, unerschöpflichen Masse. Bronzebleich werden sie von den Leuten an der Südküste genannt. Diese Schwarzen bewundern die Weißen und haben Achtung vor ihnen. Aber auch die weißen Franzosen empfinden Bewunderung für ihre schwarzen Brüder und verbergen oft nur mühsam eine gewisse Furcht vor deren gezähmter Wildheit. Wenn Senegalesen in der Stadt erscheinen, um auf dem Markt Einkäufe für ihr Lager zu besorgen, erregen sie stets ein

wenig Furcht. Und die Marktfrauen haben einen solchen Respekt vor ihnen, daß sie nicht wagen, lange zu feilschen, sondern die Waren oft zu halbem Preise abgeben, nur um der schwarzen Gefahr ohne weiteren Schaden zu entrinnen. Wenn man aber die Senegalesen näher kennen lernt, so erfährt man, daß sie Kinder sind, die keiner Hiebe etwas zu Leide tun würden. Sie sind verschwiegen und ruhig bis zur Schüchternheit. Junge, unverdorrene Knaben, die sich unbändig über die Händler freuen, die in ihr Lager kommen, um ihnen nachgemachte goldene Ringe, bunte Perlen und allerhand farbigen Glitterklam zu verkaufen. Wahrscheinlich, schon für diese Schätze allein würden sie gern ihre Haut zu Markte tragen. Aber sie wissen, daß es Bittereres gilt, daß sie französische Soldaten sind. Und sie können sich kaum bezähmen, in ungeduldiger Erwartung der Zeit, da sie auf die „Boches“ losgehen werden. Wahrscheinlich, hieran kann man sehen, daß sie keine Wilden mehr sind, sondern mit teilnehmenden an der wahren Kultur.“

* Eine schwimmende Farm. Was braucht man, um sich eine Farm einzurichten? Weiter nichts als ein altes Fährboot, antwortet die amerikanische Zeitschrift „Hospital Management“, und entwirft ein lockendes Bild von der schwimmenden Farm des Belleme-Krankenhauses, die auf dem alten Fährboot „Southfield“ ins Leben gerufen wurde. Die Decks dieses Fahrzeuges wurden um etwa einen Meter bis unter die Keeling heruntergelassen und dann wurde vom Bug zum Heck eine Schicht nach der anderen fetten Lehmbodens aufgetragen. In diese Erde pflanzte unter der erfahrenen Leitung einer Krankenschwester lungenkrante Kinder Gemüße und Blumen. Im ersten Frühjahr wurde die Erde in Beete geteilt und zur Bebauung für die Kinder hergerichtet. Von Gemüsearten werden besonders Lattich, Radieschen, Zwiebeln und Karotten, Tomaten, Kürbisse und Kohlrüben angebaut, und es gab auch in einer Ecke der alten Fähre wunderhübsche Blumenbeete, bei denen den erholungsbedürftigen Kindern, die hier den Landaufenthalt auf dem Wasser genossen, Naturkundeunterricht erteilt wurde und sie das Leben der Käfer und Schmetterlinge beobachten konnten. Während der Wintermonate aber wird das Facmland wieder abgetragen und auf den Decks stehen die Liegestühle der Lungenkranken, die hier eine Freiluftkur durchmachen.

Gießener Hausfrauen-Verein.

Wochen-Küchenzettel.

- Sonntag: Johannisbeersuppe, Schweinebrotletts mit Kartoffeln und grünem Salat.
- Montag: Kernerschnuppe mit Weißbrotklößchen, Stachelbeerecreme.
- Dienstag: Rindfleischsuppe, Pfefferkornkartoffeln und Suppenfleisch.
- Mittwoch: Sauerkrautsuppe, Erbisen mit Karotten und Kartoffeln.
- Donnerstag: Gebrannte Mehlsuppe, Fischpudding mit Kartoffeln und Salat.
- Freitag: Würstchensuppe, Wehlpannkuchen mit Kartoffeln und grünem Salat.
- Sonntag: Hahnersuppe, Spinat mit Kartoffeln und Eier in Schinken.

Königspromenade.

Man darf die einzelnen Wörter und Silben nur in der Weise miteinander verbinden, daß man — wie der König auf dem Schachbrett — stets von einem Feld aus auf ein benachbartes übergeht.

	ger	zu	un	los			
ischen	wartel	er	und	hilt	riffe		
dem	schiffe	verreist	be	schä	wer	besten	sen
gleich	der	daß	nicht	wün	seine	ersten	sel
steuer	ohne	auf	ten	dem	an		
treibel	wel	den	um				

(Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung des Biatenrätsels in voriger Nummer:
Des Menschen Wille, das ist sein Glück.